

Sprachliche Ökonomie im heutigen deutschen Satz

Von Hugo Moser

Alle geistig-seelischen Triebkräfte, die für die Entwicklung von Neuem in der Sprache in einander vielfach entgegenwirkender Art entscheidend sind¹, stehen in einer engeren oder weniger engen Beziehung zu einer Grundtendenz, die in den Sprachträgern wirksam ist, der Neigung zu sprachlicher Ökonomie², d. i. dem Streben nach Einsparung sprachlicher Mittel und nach besserer Ausnutzung sprachlicher Mittel; im besonderen besteht die Tendenz, alles funktionell Unwichtige zu beseitigen³.

Dies gilt besonders für das Streben nach verdeutlichender Differenzierung und für das nach Systematisierung, zum Teil auch für die Neigung zu abstrakter wie für die zu konkreter Ausdrucksweise, für die zu inhaltlicher Entleerung wie für die zu inhaltlicher Bereicherung. Ständig hat die Sprachgemeinschaft neue Bedürfnisse der Kommunikation und

¹ Vgl. Verf., *Wohin steuert das heutige Deutsch?* in: *Satz und Wort im heutigen Deutsch*, Jahrbuch des Instituts für deutsche Sprache 1965/66 (=Sprache der Gegenwart 1, gemeinsam mit H. Eggers, J. Erben und H. Neumann hg. v. H. Moser), Düsseldorf 1967, S. 15–35; ders., *Rationale und irrationale Elemente in der Sprache*, in: *Die Wissenschaft von deutscher Sprache und Dichtung* (Festschr. f. Fr. Maurer), Stuttgart 1963, S. 191–216.

² Zusammenfassend wurde über ihre Wirkung gearbeitet von W. H. A. Koenraads, *Studien über sprachökonomische Entwicklungen im Deutschen*, Diss. Amsterdam 1953. Die Untersuchung erstreckt sich vor allem auf das Alt-, Mittel- und Frühneuhochdeutsche, aber auch die Zeit von 1900–1950 wird berücksichtigt. Vgl. dazu C. B. van Haeringen, *Rationalisering en efficiency in Taal*, in: *De Nieuwe Taalgids* 49, 1956, S. 15–22; ders., *'Taaleconomische' Tendenties in het Duits en het Nederlands*, ebd., S. 150–156.

³ Vgl. W. Horn, *Sprachkörper und Sprachfunktion*, 2. Auflage Leipzig 1923.

damit der Verbesserung der Kommunikationsmittel: auf der anderen Seite kann – nicht muß! – dabei das Bequemlichkeitsstreben hemmend wirken, das auf ein Minimum von Aktivität gerichtet ist⁴, aber auch bewußt konservative Haltung. Hinter dem Streben nach sprachlicher Ökonomie steht, wie schon Jespersen betont hat, das Bedürfnis, die Wirkung, die „efficiency“ der Sprache zu erhöhen⁵.

Hier ist nicht eine sprachpsychologische Betrachtung beabsichtigt. Es soll versucht werden, das Wirken sprachökonomischer Tendenzen an ausgewählten Veränderungen der heutigen deutschen Syntax zu beobachten, wobei die Unterscheidung, inwieweit sie zur Norm verfestigte Erscheinungen darstellen und inwieweit sie nur den Charakter kollektiver Sprachgewohnheiten (Sprachgebräuche) haben⁶, ebenso wenig systematisch untersucht werden kann wie die andere, ob sie dauerhaften oder vorübergehenden Charakter haben. Nur individuelle und Gelegenheitsbildungen sollen unberücksichtigt bleiben.

Das Wirken der Neigung zur sprachlichen Ökonomie muß unter zwei Gesichtspunkten gesehen werden, die häufig nicht scharf genug getrennt werden. Einmal muß sie betrachtet werden unter dem von Veränderungen punktueller Art und solchen des geltenden Systems, wobei es sich zeigen wird, daß eine Neuerung im Einzelfall unökonomisch sein kann, im Ganzen des Systems aber ökonomisch. Sodann geht es bei jeder Änderung um das Problem des Informationsgehalts: es ist möglich, daß sie als Einzelercheinung oder für das System eine sprachökonomische Bedeutung hat, daß sie aber zu einer Verminderung des Informationswerts oder des Tempos der Informationsübermittlung führt: auch das Umgekehrte kann der Fall sein. Bei der Beurteilung von Mehrfachformen kommt dem Informationsgehalt, vor allem der Informationsklarheit und – schnelligkeit, eine entscheidende Bedeutung zu. So muß somit deutlich geschieden werden zwischen einem gestalt- und einem systemökonomischen Effekt einerseits und einem informationsökonomischen andererseits.

Es wird also hier nur ein Ausschnitt aus dem weiten Feld der Informations- oder Kommunikationsproblematik, der Entropie und der Redun-

⁴ Vgl. A. Martinet, *Economie des changements phonétiques*, Bern 1955.

⁵ Vgl. O. Jespersen, *Efficiency in Linguistic Change* (= Historik-filologiske Meddelelser 27, 4, 1941/42.)

⁶ Vgl. Verf., *Sprache, Freiheit oder Lenkung?* (= Duden-Beiträge 25), Mannheim 1966, S. 18–23.

danz, berücksichtigt: die Fragen nach der Zahl der in einer Zeiteinheit übermittelten Symbole, der Bedeutung der Sprechgeschwindigkeit, der Sprachmelodie usw. bleiben ebenso unberücksichtigt wie das Problem einer Optimalsprache⁷.

1. Zur Morphologie

Wir stoßen bei der Flexion des Substantivs auf eine doppelte Entwicklung: vor allem auf eine weitere Entfaltung des schon seit Jahrhunderten eingeleiteten Ausgleichs der Kasusendungen und daneben auf das Vordringen der analytischen Bildungsweise mit Hilfe der Präposition *von* beim Genitiv.

Von der ersten Entwicklung sind hauptsächlich die starken Maskulina und Neutra betroffen, bei denen der Dativ Sing. das Flexiv *-e* weitgehend verloren hat (*dem Tag-e*, *Wort-e*: *dem Tag-O*, *Wort-O*), und bei denen unter bestimmten Bedingungen auch der Genitiv Sg. ohne das alte *-s*-Morphem erscheint (für *-es* tritt im Genitiv, soweit *-s* nicht überhaupt abfällt, zumeist *-s* auf, vgl. *Tag-es*: *Tag-s*). *-s* fehlt bekanntlich bei der Verbindung Eigenname + Adjektiv: *die Schriften des alten Uhland*, *die Kirchen des bayrischen Franken*. Es fehlt aber auch – als

⁷ Vgl. W. Meyer-Eppler, Grundlagen und Anwendungen der Informationstheorie (=Kommunikation und Kybernetik in Einzeldarstellungen 1), Berlin/Göttingen/Heidelberg 1959; H. Zemanek, Elementare Informationstheorie, Wien/München 1959; K. Kupfmüller, Entropie der deutschen Sprache, in: Fernmeldetechnische Zeitschrift 7, 1954, S. 255–272; W. Fucks, Mathematische Analyse von Sprachelementen, Sprachstil und Sprachen (=Arb. Gem. f. Forschung des Landes Nordrhein-Westfalen H. 24a), Köln/Opladen 1955. – Auch das Problem, daß die Kommunikation durch die Entstehung überregionaler, einheitlicher Hochsprachen in der Neuzeit außerordentlich gefördert, aber durch die Existenz verschiedener „Nationalsprachen“ beeinträchtigt ist, kann hier nicht erörtert werden.

⁸ Vgl. dazu Verf., Zur sprachlichen Ökonomie im heutigen Deutsch: Rechtschreibung, Hochlautung, Wortsystem, in: Festschrift für J. Fourquet, 1969. – Ohne daß dies in jedem einzelnen Fall angeführt werden könnte, wurden immer wieder zu Rate gezogen die Duden Grammatik der deutschen Gegenwartssprache (=Der Große Duden 4), bearbeitet v. P. Grebe usw., 2. Aufl. Mannheim 1966; J. Erben, Abriß der deutschen Grammatik, 7. Aufl. Berlin 1964; ders., Deutsche Grammatik. Ein Leitfaden (Fischer Bücherei), Frankfurt 1968; H. Glinz, Die innere Form des Deutschen, 4. Aufl. Bern/München 1965.

Sprachgebrauch — schon bei Namen ohne Adjektivattribut, die den bestimmten Artikel bei sich haben: *die Regierung des Irak, die Berge des Schwarzwald, die Besteigung des Feldberg*; ebenso auch (wiederum noch nicht als Norm) bei Appellativen, die als Namen aufgefaßt werden, so vor allem bei den Namen der Wochentage und Monate: *die Stunden des Dienstag, die Wochen des Mai*⁹, vgl. auch *die Bitten des Vaters unser*.

Bei Eigennamen tritt auch schon oft die umschriebene Form des Genitivs auf, namentlich wenn sie mit Titeln verbunden sind (*die Bücher von Willi, die Schriften von Professor Schulze, die Regierungszeit von Königin Elisabeth*), ebenso bei der Verwendung von Eigennamen als Genitivattributen, vgl. *die Bücher von Karl / Hilde — Karls/Hildes Bücher*. Das Gleiche gilt vom artikellosen, mit einem Adjektiv verbundenen Genitivattribut: *der Kauf von ausländischem Getreide, von französischem Wein* statt *der Kauf ausländischen Getreides, französischen Weins*. — In der Alltagsrede, nicht in der geschriebenen Sprache, herrscht weitgehend die Genitivform *von* + Dativ: *das Buch von meinem Bruder*.

Ein systematisierender und schon damit sprachökonomischer Ausgleich betrifft auch den Nom.Sg. der sog. schwachen Maskulina, bei denen sich im allgemeinen die Formen ohne *-n* neben denen mit *-n* durchsetzen: *Friede(-n), Glaube(-n), Gedanke(-n)* usw.¹⁰; dagegen hält sich *Schaden* trotz der Wendung *es ist schade*, auch *Haufen* bei Sachbezeichnungen: *ein Haufen Steine*, aber *der verlorene Haufe*.

Beim Plural betrifft das Streben nach Systematisierung vor allem die Ausbreitung des Umlauts als einer Form „innerer“ Flexion; dieser, ursprünglich eine phonetische Erscheinung (lautliche Angleichung an folgendes *-i* des Plurals bei der *i*-Deklination: ahd. *gast* — Pl. *gesti*) wird seit dem Mittelhochdeutschen als Bildungsmittel des Plurals zu einer morphologischen Erscheinung. Dieser Vorgang wird im heutigen Deutsch fortgeführt, vgl. *Kragen — Krägen, Lager — Läger*, teilweise mit

⁹ Vgl. Verf., Zum Formenausgleich in der deutschen Hochsprache, in: Festschr. Taylor Starck, hg. v. W. Betz, E. S. Coleman, K. Northcott, London/Den Haag/Paris 1964, S. 91–101.

¹⁰ Vgl. dazu und zu Folgendem I. Ljungerud, Zur Nominalflexion in der deutschen Literatursprache nach 1900, Lund 1955, S. 50–61; 32–40; 66–92; 27–32.

Pluralmorphem *-e*, vgl. *Floß* – *Flöße* oder *-er*, vgl. *Mahl* – *Mähler*. Der Prozeß, der vor unseren Augen weitergeht, ist noch nicht abgeschlossen, so daß heute ein unökonomischer, weil uneinheitlicher Zustand herrscht: neben *die Wagen* / *die Erlasse* steht etwa *die Häfen* / *die Pläne*. Doch ist die Tendenz zu fortschreitendem Ausgleich zugunsten der umgelauteten Formen unverkennbar.

Weniger fortgeschritten ist der Ausgleich beim Nebeneinander von starken und schwachen Pluralformen, vgl. *Forste(-n)*, *Pastoren* / *Pastöre* *Pantoffel(-n)*. Unsystematisch und deshalb unökonomisch ist auch das Verfahren bei dem (an sich dem Hochdeutschen ursprünglich fremden) Pluralmorphem *-s*, das im ganzen zwar zugunsten des Morphems *-e* zurückweicht (vgl. *Balkons* – *Balkone*, *Leutnants* – *Leutnante*, *Fracks* – *Fräcke*), aber z. T. auch wieder an Geltung gewinnt, vgl. *die Hochs*, *die Tiefs*, *die Blaus*.

Der Ausgleich der Kasusendungen ist ein Vorgang systematisierender und zugleich in hervorragendem Maße sprachökonomischer Art. Allerdings ist der Prozeß im Deutschen gegenüber anderen neugermanischen Sprachen weniger weit fortgeschritten. Er erklärt sich historisch bekanntlich aus zwei Umständen: aus einem phonetischen Vorgang, der Reduzierung der vollen Endungsvokale zu *-e* und *-O* wie aus der Tatsache, daß seit dem frühen Mittelalter die Stellung des Substantivs im Satz meist schon durch das ihm in der Regel beigegebene flektierte Beiwort, den bestimmten oder unbestimmten Artikel, dazu noch häufig durch das ebenfalls flektierte adnominale Adjektiv gesichert ist, so daß der Gebrauch der herkömmlichen Kasusendungen schon lange unökonomisch geworden ist. (Daß neuerdings der Gebrauch des Artikels in Überschriften zurücktritt, ändert an der Tatsache nichts; vgl. *Baum erschlägt Passanten*; *Minister empfängt Preisträger*). Allerdings ist ja auch die Morphologie des bestimmten Artikels schon beim Singular des Femininum und bei den beiden anderen Genera im Plural vereinfacht, so daß identische Formen entstanden sind; ähnliches gilt für den unbestimmten Artikel und die Adjektivflexion. Trotzdem tritt ein Informationsverlust beim heutigen Sprachgebrauch im allgemeinen nicht ein, da der Kontext wohl ohne Ausnahme sichere Auskunft über den gemeinten Kasus gibt. Die Neigung zur Reduktion der Kasusendungen hat aber auch im Deutschen zu einer weitgehenden Auflösung des alten historischen Systems

geführt¹¹. Bekanntlich sind im Singular die Feminina endungslos, bei den „starken“ Maskulina und Neutra sind die Endungen beschränkt auf den Genitiv (-e/ -s/ -ens, vgl. *Tag-es* / *Tag-s* / *Buchstaben-s*) und Dativ (-e/ -O, vgl. *Tag-e* / *Tag-O*), während die „schwachen“ Maskulina außer im Nom. Sg. in allen Fällen, auch im Plural, das Morphem -en / -n aufweisen (*Student-en*, *Bote-n*). Im Plural haben die Feminina die einheitliche („schwache“) Endung -en, während bei den Maskulina und Neutra nur der Dativ durch das Morphem -en / -n abgehoben ist (*den Tag-en*, *Götter-n*); die Substantive mit dem Pluralmorphem -s haben dieses einheitlich im ganzen Plural (*Autos* usw.). Einige Maskulina auf -en, -el, -er haben gar kein Pluralzeichen (*die Braten*, *Rätsel*, *Lehrer*; ebenso *die Gewerbe*).

Auch im heutigen Deutsch beruht somit die syntaktische Sicherung der Stellung des Substantivs schon weithin auf den flektierten Begleitwörtern, namentlich dem Artikel, also auf analytischer Grundlage. Die umschreibende Bildung des Genitivs mit Hilfe der Präposition *von* (s. o.) ist bis jetzt morphologisch ein Einzelfall; auf der syntaktischen Ebene, aber nur dort, begegnen auch analytische Bildungen des Dativs (s. u.).

Bei den Adjektiven hat sich bekanntlich in der „starken“ Deklination der Ausgleich der Kasusendungen nicht in gleichem Maße vollzogen wie bei der Substantivflexion¹²; die Endung -es des Genitivs Sg. ist zwar fast ganz durch die „schwache“ Form -en ersetzt, vgl. *gut-en Mut-(e)s*, *heutig-en Tag-(e)s* usw., jedoch erstarrt *geradeswegs*, *keinesfalls*, aber nur im Genitiv und Dativ Sing. des Femininums, im Nominativ und Akkusativ Sing. des Neutrum und im Nominativ und Akkusativ Plur. stimmen die Kasusmorpheme überein. Anders ist es bei der schwachen Adjektivdeklination; bei ihr sind die Endungen, abgesehen vom Nominativ Sing., bei den Feminina und Neutra auch vom Akkusativ Sing., schon lange zusammengefallen (-en). Daher ist ihr Vordringen zuungunsten der „starken“ begreiflich; es bedeutet den Abbau eines unökonomischen Zustandes¹³. So steht z. B. nach *dessen* / *deren* heute vielfach schon die „schwache“ Form: *der Tisch*, *an dessen oberen Ende* . . .

¹¹ Vgl. auch G. Bech, Zur Morphologie der deutschen Substantive, in: *Lingua* 12, 1963, S. 173–189.

¹² Vgl. dazu Ingerid Dal, Systemerhaltende Kräfte in der deutschen Kasusmorphologie, in: Verf.(Hg.), *Das Ringen um eine neue deutsche Grammatik*, 2. Aufl. Darmstadt 1965, S. 74–78.

¹³ Vgl. I. Ljungerud (Anm. 10), S. 161 ff.

Überraschend ist der unökonomische Zustand der Personalendungen bei der *Verbalflexion*: obwohl auch hier seit dem frühen Mittelalter die syntaktische Stellung der Personalform durch ein Begleitwort, das Personalpronomen, genügend gesichert ist, haben sich, abgesehen von der 1. und 3. Person des Plur. (*wir / sie komm-en / kam-en*) und der 1. und 3. Person Sing. des Präteritums Ind. sowie des Präsens und Präteritums Konj. verschiedene Morpheme für die einzelnen Personen erhalten.

Nachdem schon vor längerem beim Flexiv des Imperativs der 2. Person Sing. der Unterschied zwischen starken Verben (-O; mhd. *rit* reite) und schwachen Verben (-e; mhd. *sage*) zugunsten des -e aufgegeben worden war, wird heute – ein vereinfachender Sprachbrauch – häufig auf das Flexiv verzichtet: *komm-O, hör-O*. Es handelt sich um eine lautliche Erscheinung, die wie die des Zurücktretens des -e- in den Suffixen -el(n), -er(n), -em, -en (wo das e noch in jedem Fall geschrieben werden muß) aus der Stammsilbenbetonung zu erklären ist; die Prozesse sind zunächst lautökonomischer Art. Mit diesen Erscheinungen steht auch der Rückgang des -e-Morphems beim Genitiv und Dativ Sing. der starken Maskulina und Neutra in Zusammenhang, wobei hier allerdings auch das Bestreben mitspielt, die Kasusendungen zu vereinheitlichen; die Vorgänge sind gestalt- und systemökonomischer Art.

Bis jetzt auf die gesprochene Sprache beschränkt ist die systematisierende Entwicklung, daß bei den Verben mit i / e-Wechsel der seit dem Mittelalter eingetretene Ausgleich in der 1. Person Sing. des Präsens auf die 2. Person Sing. des Imperativs übergreift: *nehme, lese* statt *nimm, lies*. Im Zeichen gestalt- wie systembezogener Sprachökonomie steht auch der häufige Übergang starker Verben in die schwache, morphologisch einfachere Konjugation: *glimme, glimmte, geglimmt* neben *glimme, glomm, geglommen*; gemischt: *melke, melkte, gemolken*; in vielen Fällen schwankt der Sprachgebrauch¹⁴.

Man wird hier auch auf den einen und anderen Vorgang im Bereich der Tempora hinweisen dürfen. Einmal auf die Verwischung des inhaltlichen Unterschieds zwischen einfacher und zusammengesetzter Vergangenheit (Imperfekt und Perfekt)¹⁵, wobei vielleicht eine gewisse Neigung

¹⁴ Vgl. dazu Duden Grammatik der deutschen Gegenwartssprache (=Der große Duden 4), 2. Auflage Mannheim 1966, S. 74 ff.

¹⁵ Vgl. Gabriele Beugel – Ulrike Suida, Perfekt und Präteritum in der deutschen Sprache der Gegenwart, in: Forschungsberichte des Instituts für deutsche Sprache 1, Mannheim 1968, S. 9–18.

zur Bevorzugung des kürzeren Imperfekts besteht, vgl. etwa die Ansage vom Hör- und Sehfunk: *Sie hörten / sahen ein Spiel von NN*. Freilich würde eine Entwicklung, die den inhaltlichen Unterschied zwischen beiden Formen endgültig aufgäbe, einen Verlust an Informationen bedeuten, der mit Hilfe von Adverbien ausgeglichen werden muß.

Sehr ausgeprägt ist der Rückgang der futurischen Formen zur Bezeichnung des Zukünftigen; an ihre Stelle treten weitgehend die des Präsens und des Perfekts¹⁶ (womit ein alter, historischer Zustand wieder hergestellt wird), vgl. *ich komme* (jetzt, morgen?). Die Gefahr des Informationsverlustes wird jedoch weithin dadurch gebannt, daß entsprechende Zeitadverbien hinzugefügt werden (*bald* usw.). Damit entsteht eine neue analytische Form (Präsens + Adverb) zum Ausdruck des Zukünftigen (während das Futur des Tempussystems vorwiegend konjunktivische Funktion bekommen hat, vgl. *er wird schon kommen*).

Dem differenzierenden Ausbau des deutschen Tempussystems dient die Entwicklung neuer imperfektiver oder durativer Formen: *etwas ist im Vergehen / er ist im Kommen* (hochsprachlich); *sie ist am Backen, er ist beim Schreiben* (kollektive Sprachgewohnheit). Ohne Zweifel wird auf diese Weise ein Mehr an Information vermittelt, man vergleiche die einfachen Präsensformen: *etwas vergeht, sie backt, er schreibt*.

Durch starke Ausgleichsbewegungen ökonomischen Charakters ist aber vor allem der Bezirk des Konjunktivs¹⁷ gekennzeichnet. Gegenüber dem Konj. I (Konj. des Präsens) ist eine Bevorzugung des Konjunktivs II (Konj. der Vergangenheit) und hier wieder der umschriebenen Form des sog. Conditionalis zu beobachten. Der Entwicklung liegen Vorgänge der Verdeutlichung und im Anschluß daran solche der Systematisierung zugrunde. Da in der 1. Pers. Sing. und im Plural schon lange die Formen des Indikativs und des Konj. des Präsens zusammengefallen waren (*ich komme / wir kommen* usw. — *daß ich komme, daß wir kommen* usw.) ist man, um die Modusbezeichnung zu sichern, in diesen Fällen auf den Konj. II ausgewichen (*er sagte, daß ich käme / daß wir kämen*); in einem Prozeß der Generalisierung wurde dann dessen Gebrauch häufig auch auf

¹⁶ Vgl. H. Gelhaus, Das Futur der deutschen Gegenwartssprache, in: Forschungsberichte (Anm. 15), S. 19–24.

¹⁷ Vgl. S. Jäger, Zum Gebrauch des Konjunktivs in der indirekten Rede, in: Forschungsberichte (Anm. 15) S. 25–30; W. Flämig, Zum Konjunktiv in der deutschen Sprache der Gegenwart, 2. Aufl. Berlin 1962; vgl. auch Verf., Wohin steuert das heutige Deutsch? (Anm. 1), S. 19 f.

die 2. und 3. Pers. Sing. ausgedehnt, wo die formale Unterscheidung Indikativ – Konjunktiv noch vorhanden ist (*du komm-st / er komm-t – er sagte, daß du komm-est / daß er komm-e – daß du käm-est / daß er käm-e*). Ein temporaler Bezug ist bei der Verwendung des „Konjunktivs der Vergangenheit“ nicht mehr vorhanden, und darum spricht man besser vom „Konjunktiv II“).

Beim Übergang zur umschriebenen Form des Konjunktivs II ist der Ausgangspunkt bekanntlich die Tatsache, daß beim schwachen Verb im Nhd. Indikativ und Konjunktiv der Vergangenheit die gleiche Form zeigen: *ich sagte* usw. – *daß ich sagte* usw. Zur Verdeutlichung des Modus hat man zur Umschreibung mit *werden* gegriffen: *wenn ich ihm begegnete, würde ich es ihm sagen* statt . . . *sagte ich es ihm*. Wieder wurde der Vorgang generalisiert und auf die starken Verben ausgedehnt, bei denen noch Indikativ und Konjunktiv der Vergangenheit formal deutlich verschieden sind: *ich traf – daß ich träfe*, vgl.: *wenn ich ihn träfe, würde ich ihm mein Buch anbieten* statt: . . . *böte ich . . . an*. Ja, die Systematisierung ist weiter ausgedehnt worden, und auch nach *wenn* erscheint, obwohl der Modus in jedem Fall durch die Konjunktion deutlich angezeigt ist, heute schon weitgehend die umschriebene Form, zumindest als Sprachbrauch. Um das in diesem Falle eintretende Zusammentreffen zweier *würde* zu vermeiden, setzt man *so/dann* dazwischen (*wenn ich ihn treffen würde, so/dann würde ich ihm . . . anbieten*), oder man weicht im *wenn*-Satz auf die Umschreibung mit *sollen* aus (*wenn ich ihn treffen sollte, würde . . .*); zwar drückt *sollte* noch einen größeren Grad der Unsicherheit aus als *würde*, aber immer mehr bekommt die Konjunktivumschreibung mit *sollen* einen neutralen Charakter, und ähnlich verläuft die Entwicklung bei der Umschreibung mit *mögen*. Bei den Hilfsverben *sein* und *haben* und den Modalverben gebraucht man die mit *werden* umschriebene Form des Konjunktivs II nicht, wenngleich sie okkasionell bei *sein* und *werden* schon auftritt.

Es zeichnet sich also unverkennbar eine Tendenz zu einer einheitlichen Form des Konjunktivs ab, eben der mit *werden* umschriebenen. Das ist eine Diagnose, der keine Prognose angefügt werden kann: Es bleibt offen, inwieweit diese Tendenz verwirklicht werden wird, aber es erscheint jetzt schon sicher, daß die synthetischen Formen des Konjunktivs I und II erhalten bleiben, zumindest als *Stilistica*. Wie bei anderen Formen, neben denen neue in den Vordergrund treten, so bei der Verwendung des schwachbetonten *e* beim Genitiv und Dativ Sing. der starken Masku-

lina und Neutra oder der des Genitivmorphems -s (s. o.), werden die älteren Morphologica zu Stilistika. Im übrigen zeigen die Vorgänge in der bewegten Zone des Konjunktivs in seltener Klarheit zugleich das Wirken des Strebens nach Verdeutlichung und nach Systematisierung.

Freilich ist die analytische Form des Konjunktivs II, verglichen mit der synthetischen, rein gestaltlich gesehen, unökonomisch; eine Vereinfachung aber bedeutet sie im Zusammenhang des Systems. Vom Standpunkt des Kommunikationsgehaltes aus betrachtet ist sie, da die Information in der Regel durchaus gesichert ist (Verwechslungen mit dem Irrealis oder Potentialis sind bei der indirekten Rede im allgemeinen kaum möglich), nicht unökonomisch: sie ist es aber nicht in jedem Fall hinsichtlich der Schnelligkeit der Informationsübermittlung. Bei der indirekten Rede ändert sich der Informationsgehalt nicht; gleichgültig, welche Konjunktivform benutzt wird, das Hauptverb erscheint immer am Schluß: *er sagte, daß er in einer Woche nach Wien fahre / führe / fahren würde*. Anders ist es bei der vorwiegend gebrauchten Form des Bedingungssatzes, vgl. *wenn ich ihn träfe, übergäbe ich ihm morgen vormittag in der Universität den von ihm benötigten Band* und: . . . *würde ich ihm morgen vormittag in der Universität den von ihm benötigten Band übergeben*. Man sieht, wie lange der Leser oder Gesprächspartner u. U. auf die wichtige, durch das Hauptverb gegebene Information warten muß. Wieder stimmen also gestaltliche und Informationsökonomie nicht überein.

Der synthetisch gebildete Konjunktiv II aber ist, wie wir eben gesehen haben, frei geworden für ein Stilistikum. Man benutzt ihn vor allem in gehobener Schreib- (und z. T. Rede)weise. Darum wird er auch bei dem literarischen konjunktionslosen Bedingungssatz vorzugsweise verwendet, während hier der umschriebene Konjunktiv II kaum gebraucht wird: *Träfe ich ihn, so würde ich es ihm anbieten (böte ich es ihm an)*, aber selten: *Würde ich ihn treffen* . . .

2. Zur Syntax

Nicht nur bei den Formen des Konjunktivs, sondern auch bei seinem Gebrauch ist die Neigung zu sprachlicher Ökonomie bedeutsam geworden. Seine Verwendung ist in der indirekten Rede nicht immer einzige Norm, sondern häufig erscheint an seiner Stelle der Indikativ, vgl.:

er sagt(-e), daß sie morgen komm(-e) / käm(-e) / kommen würde, aber auch: *er sagt(-e), daß sie morgen komm(-t)*.

Dabei gibt es in der Regel keinen inhaltlichen Unterschied zwischen Konjunktiv und Indikativ mehr; früher stand der Indikativ bei gesichertem, der Konjunktiv bei weniger gesichertem Wahrheitsgehalt der Aussage.

Nicht nur bei der Bildung der Kasus, sondern auch bei ihrem Gebrauch zeigen sich Erscheinungen, die unter sprachökonomischem Aspekt zu betrachten sind. Der Gebrauch des Genitivs ist heute bekanntlich fast ganz auf die adnominale Stellung beschränkt. Längst ist festgestellt worden, daß auch hier die Verwendung des Genitivs als solchen Einbußen erlitten hat und erleidet. Am spürbarsten ist diese Vereinfachung beim Genitivus partitivus¹⁸. Sein Auftreten kann nur noch als absterbender Sprachbrauch gewertet werden, der auf eine hochliterarische Ebene beschränkt ist, vgl. *ein Glas Wein(-s)*, *ein Dutzend gute(-r) Äpfel* usw. (daß auch in *nichts / viel Gutes* usw. ein alter Genitivus partitivus vorliegt, wird nicht mehr empfunden).

Erst durch den Vergleich mit dem Mittel- und Frühneuhochdeutschen wird der Rückgang des adverbalen Genitivs als eines früher bevorzugt benützten Zielkasus sichtbar. Sein Ersatz durch den Akkusativ oder durch präpositionale Fügungen ist weitgehend durchgeführt: *ihn erwarten* statt *seiner warten*, *auf ihn harren* statt *seiner harren*, *sich an ihn erinnern* (wobei die norddeutsch-landschaftssprachliche Form *ihn erinnern* zu nächst noch okkasionell daneben zu treten beginnt); Reste sind ja etwa erhalten in *es tut mir leid*, *ich bin es satt* oder in der erstarrten Form *Vergißmeinnicht*. Große Gruppen von Verben, die eine Hinwendung auf ein Ziel oder eine Abwendung davon zum Ausdruck bringen, solche, die ein Genießen und Genießenlassen oder das Gegenteil bezeichnen, Verben der Rede und des Gegenteils und einige andere, sowie viele unpersönliche Verben wurden noch bis ins Neuhochdeutsche hinein mit dem Genitiv verbunden. Die alte Gemeinsamkeit einer ausgedehnten verbalen Zone ist einer uneinheitlichen Vielfalt von Fügungen gewichen, an die Stelle einer früheren sprachökonomischen Systematik sind wenig geregelte, unökonomische syntaktische Verhältnisse getreten, wobei analytische Bildungen mit verschiedenen Präpositionen vorherrschen.

Ist also der Genitiv in großem Umfang im Neuhochdeutschen zurückgetreten (er war ja im Mittelhochdeutschen überdies prädikativ, oft in

¹⁸ Vgl. dazu L. Wolff, Über den Rückgang des Genitivs und die Verkümmern der partitiven Denkformen, in: Festschr. f. E. Öhmann (= *Annales Academiae Scientiarum Fennicae*, Reihe B, Bd. 84), Helsinki 1954, S. 185–198.

negativen Sätzen, auch nach Komparativen erschienen¹⁹), so ist daneben auch ein Rückgang der Verwendung des synthetischen Dativs zu vermerken. Er wird häufig durch analytische Formen ersetzt, die freilich keine morphologisch feste Gestalt besitzen wie der mit *von* gebildete analytische Genitiv; vgl. *an einen schreiben* statt *einem schreiben*; *er hat sich an diese Gruppe angeschlossen* statt . . . *dieser* . . . ; *für ihn entstanden Schwierigkeiten* statt *ihm* . . .

Dativverlust erfolgt auch bei der im Zunehmen begriffenen, häufig betrachteten Gruppe der *be-* Verben. Bei ihnen tritt mit doppeltem Rollentausch an die Stelle des Dativs der Person der Akkusativ, an die des Akkusativs der Sache eine präpositionale Fügung mit Hilfe von *mit*: *einen mit etwas beliefern, beschenken*, statt *einem etwas liefern, schenken*. Man hat daran Überlegungen geknüpft, daß mit dem Ersatz des der Person zugewandten Dativs durch den Akkusativ („Akkusativierung“) die Gefahr der Entpersönlichung gegeben sei; vor einer solchen sprachethischen Betrachtung wird man zunächst an eine Systematisierungstendenz sprachökonomischer Art zu denken haben²⁰.

Auf der anderen Seite erhält der Dativ aber auch Zuwachs. Er wird okkasionell als Einheitskasus der Apposition und als Kasus der Gleichsetzung mit *als* gebraucht, vgl. *nach Ansicht des Verfassers, dem besten Fachmann auf diesem Gebiet* . . . ; *er hob die Bedeutung des Sports als wichtigem Faktor der Gesundheitspflege* hervor. Solcher Gebrauch ist hochsprachlich nicht normgerecht.

Größere Informationsdichte haben durch verdeutlichende Veränderungen die *daß*-Sätze erhalten: die Finalsätze²¹ erscheinen häufig mit *damit* (*er geht nach Hause, damit er sich ausruhen kann*); die Form *auf daß* ist ganz zurückgetreten und erscheint nur noch in der Formulierung des 4. Gebots der Bibel), die Konsekutivsätze mit *so daß* (*er ist gesund, so daß er entlassen werden kann*); einfaches *daß* bleibt dann für die indirekte Aussage.

¹⁹ Vgl. Paul/Moser/Schröbler, *Mittelhochdeutsche Grammatik*, 20. Aufl. Tübingen 1969, §§ 202 ff.; bes. §§ 204/206, 220.

²⁰ Vgl. L. Weisgerber, *Verschiebungen in der sprachlichen Einschätzung von Menschen und Sachen* (=Wiss. Abh. d. Arbeitsgem. f. Forschung des Landes Nordrhein-Westfalen 2), Köln/Opladen 1958.

²¹ Vgl. Walter Flämig, *Untersuchungen zum Finalsatz im Deutschen* (=Sitzungsberichte der Dt. Akad. d. Wiss. Berlin, 1964, Nr. 5).

Auch beim Gebrauch des Infinitivs sind sprachökonomische Tendenzen wirksam. Einmal rückt das Verb *brauchen*, wenn es mit einer Negationspartikel verbunden ist, in die Gruppe der Modalverben ein, und man läßt den reinen Infinitiv folgen: *er braucht nicht (zu) kommen*. Eine andere Art von Systematisierung stellt die umgekehrte Entwicklung bei *lernen*, *lehren*, *helfen* dar, bei dem verdeutlichendes *zu* zum folgenden Infinitiv tritt: *er lehrt ihn (zu) singen*. Sie werden damit der Gruppe der großen Mehrheit von Verben eingefügt.

Bei den Infinitivsätzen ist weithin verdeutlichendes *um* vor *zu* gesetzt worden, wohl zunächst bei Finalsätzen. Im Unterschied zu den *daß*-Sätzen ist aber dann hier in einem zweiten Prozeß eine Systematisierung eingetreten, und *um zu* erscheint heute auch bei Konsekutivsätzen, vgl. *er ist reich genug, (um) sich ein Haus zu kaufen*, mindestens als Sprachbrauch auch bei attributiven Infinitivsätzen: *das ist nicht der Weg (um) ihn zu gewinnen*. Ja, *um zu* tritt auch bei innerlich nicht verbundenen Sätzen auf: *er reiste nach dem Süden, um dort zu erkranken*²².

Nicht selten begegnen antizipierende Konstruktionen: *ich dulde es nicht, daß er kommt; er ärgert sich darüber, daß er kommt*. Von der Gestalt her sind sie als unökonomisch, vom Informationswert her als neutral zu beurteilen; sie bereiten durch Hinweiswörter in unbestimmter Weise auf den kommenden Nebensatz vor und sind wohl vor allem sprechpsychologisch zu deuten (der Sprecher gewinnt Zeit, sich auf den Nebensatz vorzubereiten).

In der gesprochenen Sprache wird weithin bei der Satzfrage (ohne Fragewort) vereinfachend die Wortstellung der Aussage benutzt, wobei der Fragecharakter durch die Intonation (in geschriebener Form durch das Fragezeichen) gesichert ist: *Du kommst morgen? Du hast schon gegessen?* Noch weiter geht die gesprochene Sprache nicht selten in der Einsparung von Mitteln, indem sie bei Fragen im Perfekt auf das Personalpronomen und das finite Verb verzichtet: *Schon gegessen? Zu Hause gewesen?* – Ähnlich wird der Imperativ im Passiv verkürzt: *Still gestanden (es wird . . .)!* Ebenso fehlt oft das Modalverb: *Still sein (Ihr sollt, müßt . . .)*.

Ein Hinweis mag auch dem Verfahren bei der Negation gelten. Hier werden heute „kohärente“ statt „inkohärente“ Konstruktionen bevorzugt,

²² Vgl. Herbert Kolb, Über eine neue Verwendungsweise von *im zu*, in: Muttersprache 76, 1966, S. 135–143.

also kein(er), niemand, nichts, nirgends/nirgendwo, nie statt nicht + einer, jemand, etwas, irgendwo, je, vgl. *er kann nichts Besseres tun . . . statt . . . nicht etwas Besseres tun, ich möchte kein Politiker sein statt . . . nicht ein . . . , er liebt keinen Wein statt . . . nicht den Wein*²³. Man wird auch hier eine sprachökonomische Tendenz zu verkürzter Ausdrucksweise erkennen.

Zu anderen sprachökonomischen Erscheinungen im Satzbau kann ich mich hier kurz äußern²⁴. Zunächst ist auf Grund der Untersuchungen von H. Eggers²⁵ eine Neigung zu kurzen Sätzen und, abgesehen von *daß*- und *wenn*-Sätzen, eine Tendenz zur Vermeidung des Nebensatzes, also der mit Hilfe der Hypotaxe gebildeten Satzperiode zu vermerken. An die Stelle des Nebensatzes tritt der Ausbau einzelner Satzglieder mit Hilfe von Genitivattributen, präpositionalen Ergänzungen und Partizipien, vgl. *in einer von dem Fremdwortschatz ganz absehenden gesetzmäßigen Entwicklung; die Untersuchungen des Instituts auf dem Gebiet der gesprochenen Sprache der angesiedelten Flüchtlinge* usw. Solche Muster stellen eine geraffte Ausdrucksweise dar, deren Informationswert allerdings durch die nicht seltene, knäuelhafte Anhäufung von Substantiven vermindert wird: *er hatte Verständnis gegenüber der Emanzipation der Sexualität aus der hoch- und kleinbürgerlichen Prüderie des Europas der Jahrhundertwende*.

Auch die häufigen, durch Substantivierung entstehenden nominalen Fügungen²⁶ dienen sprachökonomischen Zwecken. In dem Satz *die Geländebebauung schreitet gut voran* ist in der Substantivierung ein ganzer Satz gerafft, und das 'Raffwort' wird zum Ausgangspunkt eines neuen Satzes. Die Entsprechung in verbaler Aussageform wäre viel aufwendiger: *das Gelände wird bebaut, und die Arbeiten schreiten gut voran*. Vor allem aber wird durch die nominale Fügung gegenüber der verbalen Ausdrucksweise eine Beschleunigung der Informationsübermittlung erreicht, da der sinnwichtige Verbalinhalt dem Partner (Leser) viel früher bekannt wird, vgl. auch *die Geltendmachung des ihr er-*

²³ Vgl. W. Weiß, Die Negation im deutschen Satz, in: Wirk. Wort 11, 1961, S. 65–74: 129–140.

²⁴ Vgl. Verf., Wohin steuert das heutige Deutsch? (Anm. 1), S. 22–26.

²⁵ Vgl. H. Eggers, Beobachtungen zum 'präpositionalen Attribut' in der deutschen Sprache der Gegenwart, in: Wirk. Wort 8, 1957/58, S. 257–267.

²⁶ Vgl. auch K. Daniels, Substantivierungstendenzen in der deutschen Gegenwartssprache, Düsseldorf 1963.

wachsenen Schadens behält sie sich vor und sie behält sich vor, den ihr erwachsenen Schaden geltend zu machen. Infolge einer Häufung nominaler Ausdrücke vermittelt allerdings die originale Form des zuletzt zitierten Satzes keine eindeutige Information: *Die Geltendmachung des ihr erwachsenen Schadens durch Zerstörung des Anwesens behält sie sich vor* (der Satz könnte als Drohung aufgefaßt werden!).

Hier stoßen wir nun auch auf die wichtige kommunikationsökonomische Rolle der sog. „Funktionsverben“: die nominale Fügung erlaubt, den Inhalt des Verbs früher mitzuteilen als die verbale Aussageform, vgl. *Wir bitten Sie, die Abrechnung bei den Kunden Ihres Bezirks bis spätestens 31. Mai durchzuführen* und *Wir bitten Sie, mit den Kunden Ihres Bezirks bis spätestens 31. Mai abzurechnen*²⁷.

Einen informationsökonomischen Sinn hat auch die Aufgabe der Satzklammer, deren wir Zeuge sind²⁸. Dazu gehört die Neigung zur Untrennbarkeit der Verben, die mit einer Akzentverschiebung verbunden ist: *ich anerkenne Ihre Ansprüche* statt *ich erkenne Ihre Ansprüche an*; *sie übersiedeln nach X* statt *sie siedeln nach X über*. Auch wenn nicht die Untrennbarkeit erreicht wird, ist man bemüht, das Präfix in der Nähe des verbalen Simplex zu belassen: *sie fing an zu berichten* – *sie fing zu berichten an*.

Vor allem aber geht es um die Vermeidung der Endstellung des Verbs als solcher, so bei Relativsätzen, über die jetzt schon übliche Regelung hinaus. Es heißt nicht nur *Die Dame lächelte, der wir gestern begegnet sind*, sondern etwa auch mit Einschaltung einer näheren Bestimmung zwischen Bezugswort und Relativpronomen: *Die Dame lächelte (sehr) geschmeichelt, der wir gestern begegnet sind*. Heute kann auch das Verb nach vorn genommen werden, wenn präpositionale Fügungen im Spiel sind (nicht bei Genitiv-, Dativ- oder Akkusativobjekten) vgl. *sein Freund Max Brod wurde jahrzehntelang mit Vorwürfen überschüttet wegen Details der Anordnung und Herausgabe* (der Werke Kafkas).

²⁷ Ein juristischer Kommentator einer Rundfunkanstalt teilte mir mit, daß er bei der endgültigen Fassung seines Manuskripts die verbale weitgehend in eine nominale Ausdrucksweise umwandle, um seine Hörer, die ihn ja nicht sehen und bei denen er das Verständnis des Textes ja nicht durch Mimik und Gesten unterstützen könne, den Verbalinhalt möglichst frühzeitig erfahren zu lassen.

²⁸ Vgl. dazu R. Rath, Trennbare Verben und Ausklammerung. Zur Syntax der deutschen Sprache der Gegenwart, in: *Wirk. Wort* 15, 1965, S. 217–232.

Die oben angeführten nominalen Aussageweisen haben einen abstrakten Charakter. Der deutschen Hochsprache von heute ist – vielleicht in höherem Maße als anderen Kultursprachen – eine Tendenz zur Abstraktion eigen; sie ist ein Kennzeichen der Entwicklung aller Bildungssprachen und ist nicht ohne weiteres unter dem Gesichtspunkt der sprachlichen Ökonomie zu würdigen. Abgesehen vom häufigen Gebrauch von Abstrakten besteht überhaupt eine deutliche Neigung, sich abstrakt auszudrücken: nicht *die Wohnungen sind unbefriedigend*, sondern *die Wohnungsverhältnisse*, man kann nicht *genügend Material bekommen*, sondern *die Materialbeschaffungslage hat sich gebessert*. Abgesehen von der u. U. unökonomischen Aufschwellung des Satzes kann der Informationsgehalt infolge der inhaltlichen Verblassung weniger dicht sein: wie im letzteren Fall kann er insofern gesteigert sein, als die nominale Form den Hauptinhalt rascher zum Ausdruck bringen kann.

Es zeigt sich, daß viele Veränderungen der deutschen Gegenwartssprache, mehr als eine frühere Untersuchung meinte²⁹, auf sprachökonomische Bestrebungen in dem charakterisierten, mehrfachen Sinn zurückgehen, teils in dem der Vereinfachung von Einzelerscheinungen oder von Strukturen des Systems, teils in dem der Vermehrung des Informationsgehaltes oder der Beschleunigung der Kommunikation. Es hat sich ergeben, daß diese Gesichtspunkte nicht immer übereinstimmen, sondern im Widerspruch zueinander stehen können. Auf das Gegenteil, auf neuere unökonomische Entwicklungen, sind wir eigentlich nur beim Einsatz des Genitivs als Zielkasus durch den Akkusativ und durch präpositionale Fügungen gestoßen. Auf der anderen Seite haben sich aber auch in der Gegenwartssprache wichtige andere Erscheinungen erhalten, die durchaus als unökonomisch zu werten sind: das doppelte Verfahren bei vielen Kasus der Substantivflexion und bei den meisten Personalformen des Verbs, überhaupt das verwickelte System der Flexion des Substantivs und des Adjektivs wie des Verbs.

Unsere Betrachtungen waren bewußt einseitig auf sprachliche Ökonomie und *efficiency* ausgerichtet. Sie waren der Sprache nur nach einer ihrer Funktionen, allerdings der wichtigsten, der Mitteilung, zugeordnet. Es wurde allein an den Erscheinungen des heutigen Deutsch sehr klar, eine wie bedeutsame Rolle sprachökonomische Tendenzen in der

²⁹ Die von K. Koenraads (Anm. 2).

Sprachentwicklung spielen, Tendenzen, die grundsätzlich für die Sprache als Kommunikationsmittel eine legitime Berechtigung haben. Das muß bei der Beurteilung der sich daraus ergebenden Fakten in Rechnung gestellt werden. Es bedeutet dies, daß solche Veränderungen, soweit sie nicht strukturwidrig sind – und wir sind bei unseren Betrachtungen auf keinen Fall dieser Art gestoßen – nicht von vorneherein negativ zu beurteilen sind.

Andere Funktionen der Sprache, vor allem ihre künstlerische, wurden hier ausgeklammert. Von der ästhetischen Rolle der Sprache aus werden die Ergebnisse des Strebens nach Ökonomie und *efficiency* zum Teil kritisch beurteilt werden; etwa der Verlust an überkommenen Formen der Graphie, der Lautung, namentlich auch der Flexion, oder das Zurücktreten der durch Haupt- und Nebensatz gegliederten Periode, die oft genug zu einem Sprachkunstwerk gestaltet wurde, und das Vordringen von nominalen Fügungen, auch die Aufgabe der Klammer, die dem deutschen Satz jenen oft (so auch von L. Weisgerber) gerühmten Spannungsbogen sicherte. Es ist weithin eine Stilfrage, welche die Anwendung des sprachlichen Systems betrifft, ob man sich in der „Rede“ der älteren oder der neueren bereitgestellten Mittel bedient. Dies hängt ab von Absicht und Inhalt einer sprachlichen Aussage, vom Partner oder vom Publikum, an die sie sich richtet, von der Situation, aus der sie entsteht und die sie ausdrücken soll, vom Stil, vom persönlichen Geschmack. Aufgabe der Sprachpflege wie der Sprachkritik in jenem anderen Sinn der Stilpflege und der Stilkritik ist es, auf den gemäßen Gebrauch der sprachlichen Mittel zu achten und ihn nach Kräften zu fördern.